

Catalin-Stefan Popa: *Gīwargīs I. (660–680). Ostsyrische Christologie in frühislamischer Zeit*. Wiesbaden: Harrassowitz 2016 (Göttinger Orientforschungen I. Reihe. Syriaca 50). x, 166 S. € 48.00. ISBN: 978-3-447-10644-3.

In diesem Band aus der bekannten Reihe der Göttinger Orientforschungen „Syriaca“ zur „Ostsyrischen Christologie in frühislamischer Zeit“ untersucht Catalin-Stefan Popa die geistig-religiöse Gemengelage im Irak zu Beginn der Umayyadenzeit. Im Zentrum seiner historischen Betrachtung steht die sog. ‚Kirche des Ostens‘, früher etwas unglücklich auch die ‚nestorianische‘ genannt, deren geographischer Schwerpunkt das Zweistromland mit den angrenzenden iranischen Gebieten bildete. Eine ekklesiale Besonderheit stellt die herausragende Missionstätigkeit dieser spirituell sehr regen Ortskirche dar, welche über den Persischen Golf hinausgreifend schon früh den Süden Indiens und sogar Zentralchina erreichte. Der Autor hat sich nun innerhalb dieses sehr außergewöhnlichen und über den engeren Kreis der Fachgelehrten hinaus kaum bekannten Kapitels der Kirchen- und Dogmengeschichte ein sehr spezielles Thema ausgesucht, nämlich das Kirchenregiment sowie die Lehre des Katholikos-Patriarchen Georg (syr. Gīwargīs) I., der gut zwei Jahrzehnte (660–680) lang in politisch unruhigen Zeiten die Geschicke der Kirche des Ostens lenkte. Sehr ausführlich beschreibt der Autor die Lebensumstände des späteren Patriarchen Georg, seine Herkunft, den Eintritt ins Kloster ‚Buschhausen‘ (Bêth-^cAbhê) und die Zeit als Bischof und Metropolit (15–24). Es folgten die Wahl zum Katholikos und die Aussöhnung mit den zahlreichen kirchenpolitischen Gegnern (25–39). Besonders hervorzuheben ist Georgs wesentlicher Beitrag zur Konsolidierung der kirchlichen Lage in Bêth Qatray, dem heutigen Qatar, (40–44) mithilfe einer Sondersynode, welche auf Dirin, einer Insel im Persischen Golf, stattfand (45–47). Diese Region lag auf der Seeroute nach Indien und beherbergte eine nicht geringe Anzahl christlicher Gemeinden, welche vor allem aus wohlhabenden Händlern und Kaufleuten bestanden. Die Christen in dieser vom Mutterland weit entfernten Gegend befanden sich traditionell seit der ersten großen Synode von Seleukia-Ktesiphon (410 n. Chr.) in einem leicht angespannten Verhältnis zur kirchlichen Zentrale in der Reichshauptstadt der Perser. Nach dem Zusammenbruch des Sassanidenreiches geriet die Golfregion zunehmend unter den Einfluss der Araber; die dortigen Christen trauerten zwar der alten Perserherrschaft nicht nach, hatten aber von der neuen Scharia-Tyrannie auch nichts Gutes zu erwarten. So galt für Katholikos Georg das Gebot der

Stunde, das kirchliche Leben unter diesen nunmehr entscheidend veränderten politischen und religiösen Bedingungen neu zu ordnen. Von einer Koexistenz der Christen mit den Muslimen, wie der Autor euphemistisch meint, kann freilich nicht die Rede sein, eher ging es um das nackte Überleben der religiösen Minderheiten im Dâr al-Islâm. Denn die den Nichtmuslimen auferlegte Schutzsteuer trieb die Gläubigen, vor allem die Gewürz- und Seidenhändler, in den finanziellen Ruin und führte zu einer regelrechten Abfallbewegung vom Christentum in der Region von Oman. Gleichwohl blieben Juden (52) und auch christliche Mönche als potentielle Weinlieferanten für bigotte Muslime von Interesse. Das konkrete Zusammenleben von Christen und Heiden (Muslimen), so müsste man das syrische *hânpe* im Deutschen besser wiedergeben, gestaltete sich als schwierig. Keinesfalls kann man von einem „Miteinander der Religionen und Konfessionen am Persischen Golf“ (47) sprechen, da der Islam die herrschende Religion ist und den nicht-muslimischen Bekenntnissen keinesfalls auf Augenhöhe begegnet. Die Kirche konnte gar nicht anders, als auf ihren Synoden zum Abwehrmechanismus des Bannes zu greifen. Bedauerlicherweise verpackt der Autor seine gelehrten Ausführungen zu den Heiden in kaum entzifferbare Fußnoten (48–49, Anm. 188), was die Lektüre nicht eben erleichtert. Der Autor hegt eine besondere Vorliebe für eine exotische Wortwahl. So spricht er gerne im Anschluss an den syrischen Text von „Häresioten“ (47–48) statt von Ketzern oder Häretikern. Doch wer außer dem Syrologen kann mit einem solchen Begriff etwas anfangen? Gemeint sind natürlich im ostsyrisch-persischen Raum die monophysitisch gesinnten Westsyrrer, die im nördlichen Mesopotamien und noch weiter in den Süden missionierten. Die zahllosen Syriazismen tragen zum besseren Verständnis nichts bei; dies gilt beispielsweise auch für kryptische Namen wie Gîwargîs, die im Deutschen mit Georg gut eingebürgert sind.

In der religiös äußerst prekären Umbruchsituation stellte es eine besondere Herausforderung für die Kirche dar, mithilfe der eigenen Glaubenstradition und -geschichte sich zunächst einmal ihrer selbst zu vergewissern und für die neuen pastoralen Herausforderungen entsprechend zu rüsten. In einer solchen Perspektive entstand das Lehrschreiben des Katholikos-Patriarchen Georg I. an den persischen Chorepiskopos Mina – ein für die Kirche des Ostens bis heute zentraler Text zur Christologie, der in das Synodicon Orientale aufgenommen wurde.

Der Brief, der den Kern in Popas Studie (Teil II, 69–138) bildet, umfasst auf engem Raum alle wichtigen Themen der Christologie und erweist sich als Ergebnis einer traditionellen Entwicklung. Zur genauen Einordnung des Briefes werden die Aspekte der Dogmen auf Grundlage der ostsyrischen Tradition mit etlichen Argumentationsfiguren (biblischen Belegstellen, Analogien und theologischen Motiven der Christologie) reflektiert. Den Schlussteil der christologischen Analyse bildet ein Florilegium. Doktrinäre Abweichungen sind in einem Lehrschreiben nicht zu erwarten; so bietet der Katholikos Georg eine recht konventionelle Zweinaturenlehre, wie sie seit den Tagen Babais des Großen unter den Ostsyryern, den sog. ‚Nestorianern‘, üblich war.

Eine Liste der Katholikoi der Kirche des Ostens (143–144), die man vielleicht noch mit älteren Ausgaben (Assemani u. a.) hätte abgleichen können, rundet zusammen mit einem umfangreichen Literaturverzeichnis die Studie (145–166) ab. Ohne beckmessern zu wollen: Bei einer etwas aufmerksameren Redaktion hätte man zahlreiche lästige und außerdem sinnentstellende Rechtschreibfehler durchaus vermeiden können. So spielt die Autokorrektur unserem Autor gleich mehrmals einen bösen Streich: Anm. 247/248 auf S. 116: Lieber der Unione. Das darf bei einem klassischen Titel nicht passieren! Die unförmigen Fußnoten (117, Anm. 252) tragen nicht gerade zur Übersichtlichkeit bei und sind dem Leser ein Graus (vgl. auch die Schatzhöhle, 95, Anm. 140). Auch bei den syrischen Zitaten im Text ist eine gewisse Vorsicht geboten: das *mīthē* im Zitat auf S. 126 passt inhaltlich nicht zur Auferstehung. Abgesehen von dem im Deutschen missglückten Satzbau, wäre wohl noch ein *q̄yāmtā* oder etwas Ähnliches zu ergänzen gewesen. Auch in Anm. 318 ist einiges dank der Autokorrektur in Unordnung geraten (*ad maiorem Die gloriam*), um nur einige Punkte herauszugreifen. Längere Ausflüge in die zeitgenössische Philosophie und moderne Pastoralpsychologie (39, Anm. 125) tragen überdies nichts zum besseren Verständnis unserer historischen Texte bei und wären besser unterlassen worden. So bleibt, insgesamt gesehen, bei der Lektüre dieser Studie neben einigen wenigen Lichtblicken doch ein recht schaler Geschmack zurück.

Peter Bruns, Bamberg
peter.bruns@uni-bamberg.de

www.plekos.de

Empfohlene Zitierweise

Peter Bruns: Rezension zu: Catalin-Stefan Popa: *Gīwargīs I. (660–680). Ostsyrische Christologie in frühislamischer Zeit*. Wiesbaden: Harrassowitz 2016 (Göttinger Orientforschungen I. Reihe. Syriaca 50). In: *Plekos* 21, 2019, 499–502 (URL: <http://www.plekos.uni-muenchen.de/2019/r-popa.pdf>).
